

\mathbb{P}

Petra Pinzler

Immer mehr ist nicht genug!

VOM WACHSTUMSWAHN
ZUM BRUTTOSOZIALGLÜCK

Pantheon



Die Recherche zu diesem Buch wurde im Rahmen eines
Projekts der Stiftung Mercator unterstützt.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Munkn Pocket* liefert
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage
August 2011

Copyright © 2011 by Pantheon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München,
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2011
ISBN 978-3-570-55163-9

www.pantheon-verlag.de

Wir können Probleme nicht durch
dieselbe Denkweise lösen, die sie geschaffen hat.

ALBERT EINSTEIN

INHALT

Immer mehr ist nicht genug!	11
Über Yogamatten, Spaßgurus und die alten Griechen: Wo wir das Glück suchen – und es nicht finden	18
Ausgerechnet Dänemark: Warum die Menschen in manchen Ländern viel zufriedener sind als in anderen	33
Über Glück und Freiheit: Warum wir sofort argwöhnisch werden, wenn uns Politiker glücklich machen wollen	43
Mehr ist nicht genug: Warum das Wirtschaftswunder die Armen nicht glücklich gemacht hat	57
Mit Flachbildschirm in die Depression: Was der Status des Nachbarn mit unserem Wohlbefinden zu tun hat	66
Über Glück und Gerechtigkeit: Zu viel Ungleichheit schadet allen – sogar den Reichen	81
Ich konsumiere, also bin ich: Wie Ökonomen unser Menschenbild pervertieren und die Welt in die Irre führen	99

Mehr haben statt besser leben: Wie der Wachstumswahn uns um den Verstand brachte	115
Ach ja, das Klima: Warum wir auch dieses Problem nicht durch Wachstum lösen werden	130
Weniger statt mehr: Zufrieden ohne Wachstum – geht das überhaupt?	140
Ein Ausflug nach Nauru und Bhutan: Vom Fluch des Reichtums und vom Segen des eigenen Weges	150
Wie auf Droege: Warum Regierungen nicht vom Wachstum lassen wollen	165
»Alles Strukturkonservative außer uns«: Die Parteien und das W-Wort	178
Falsche Zahlen mit fatalen Folgen: Wie wir unseren Wohlstand besser berechnen könnten und an wem das scheitert	198
Der Querdenker: Warum sich ein Frankfurter Ökonom auf die Suche nach dem Glück machte	213
Von London nach Tasmanien: Weltweit tun sich die Umdenker zusammen	219
Von Lohas, Parkos und Schrebergärten: Wie Bürger anders einkaufen und besser leben wollen	240
Die Idealisten aus der Provinz: Wie Politiker das Land im Kleinen verändern	262

Die Enquete-Kommission »Wohlstand«: Wie sich der Bundestag einmal eine große Frage stellte	276
Die denken, ich spinne: Wie die Berliner Politik das Glück entdeckt	284
Nachwort	299
Dank	307
Personenregister	309

IMMER MEHR IST NICHT GENUG!

Wussten Sie schon? Sie leben in der Besten aller Welten! So gut wie heute ging es uns angeblich nie. Wieder ist unser Wohlstand im vergangen Jahr gewachsen, trotz der Finanzkrise sind wir reicher, haben mehr Autos, mehr iPods und größere Wohnungen als je zuvor. Super, alles gut, alle glücklich. Alle glücklich?

Sie waren sicher schon mal bei Tchibo. Ich schlendere dort regelmäßig vorbei, schaue nach all dem Krimskram, den ich nie benötige, aber immer gut brauchen kann. Eines Tages hatte ich dort die Erleuchtung. Na ja, Erleuchtung ist etwas hoch gegriffen, aber egal: In der einen Hand hielt ich jedenfalls eine Blumenvase, in der anderen eine praktische Computertasche und plötzlich schoss mir durch den Kopf: Wenn das die Antwort ist, was war noch mal die Frage? Dann wurde mir klar: Sie lautete nicht: Was brauche ich? An dem Tag ging es nicht um die vielen Schnäppchen, nicht um die Laptoptasche, nicht um die Vase. Davon haben wir zuhause längst genug, Sie wahrscheinlich auch. Ich wollte in Wirklichkeit nur meinen Ärger verdrängen. An anderen Einkaufstagen suchte ich mal einen Zeitvertreib, mal eine kleine Belohnung. Immer aber ging es dabei auch um eine kleine Portion Glück. Raus kamen neue Vasen.

Auch dieses Buch handelt von der Suche nach Glück. Aber keine Bange, es folgt nun kein kluger Wegweiser zur privaten Selbstfindung durch Verzicht. Dafür gibt es kurz-

weilige Werke zuhauf, die Ihnen mit schönen Worten alles Mögliche verschreiben, Genügsamkeit, gutes Essen, Bewegung und allerlei andere Medizin. Dafür lesen Sie lieber die Bibel oder Aristoteles. Atmen Sie richtig, machen Sie viel Yoga. Oder legen Sie sich ganz einfach in die Sonne.

In diesem Buch geht es um mehr. Es geht um Sie und um uns, unserer Bedürfnisse, unsere Politik und unsere Gesellschaft. Es geht um unser aller Glück. Denn damit stimmt etwas nicht im Lande. Eine gute Gesellschaft ginge anders mit sich und ihrem Wohlstand um, sorgsamer, und eine gute Politik mit den Menschen und dem Land ebenfalls. Wir alle fühlen das und rätseln doch zugleich, wie die Sorge um die eigene Zukunft oder die der Kinder, das Misstrauen gegenüber den Volksparteien, die Angst vor dem Klimawandel, der Einkauf im Supermarkt und die Furcht vor dem Verlust des Jobs zusammenpassen. Es fühlt sich nur immer häufiger so an, als ob uns etwas zwischen den Fingern zerrinnt.

Dies hier ist der Bericht einer Suche. Wie können wir die Politik dazu bringen, sich stärker um unser Glück zu kümmern? Wie schaffen wir es, dass sich in diesem so ungeheuer reichen Land wieder mehr Menschen auch reich fühlen? Für dieses Buch habe ich mit Experten aus aller Welt über moderne Kriterien für mehr Lebensqualität diskutiert. Ich habe nachgeforscht, warum die Bundesregierung, die Europäische Kommission und viele Parteien dieses Thema so gern meiden und uns stattdessen lieber glauben machen wollen: Wenn nur die Wirtschaft wächst, wird alles gut. Ich berichte, welche Neuigkeiten es bei der globalen Suche nach Glück gibt. Wer die Nase vorne hat. Wie man Wohlstand besser messen kann. Warum sich die Ökonomen mit Händen und Füßen dagegen wehren, vom Thron gestoßen zu werden. Und wie der Wachstumswahn die Suche nach mehr Lebensqualität behindert.

Dieses Buch verfolgt das Thema auch in der deutschen Politik: Es beschreibt, welche Politiker weiterdenken und wie Vordenker in manchen Parteien versuchen, den alten Wunsch der Menschheit nach einem guten Leben neu in deren Programme einfließen zu lassen. Es stellt jene vor, die dieses Ziel mit Zähigkeit, Phantasie und ungeheurer Geduld immer wieder anmahnen. Und es erzählt, wie wir den Wachstumswahn privat und politisch mildern können, dadurch zufriedener werden und so ganz nebenbei vielleicht auch noch den Globus retten.

Sie runzeln jetzt wahrscheinlich die Stirn. Mehr Glück für alle, den Wachstumswahn beenden und nebenbei auch noch die Welt retten: Das scheint ziemlich viel auf einmal. Und zu Recht grummeln Sie wahrscheinlich weiter: Wie kann man nur so naiv sein, ausgerechnet von der Politik mehr Glück zu erwarten? Die da in Berlin sollen sich doch besser aus den intimen Bereichen unseres Lebens, aus dem Gefühlshaushalt raushalten. Das geht doch nur jeden ganz persönlich etwas an. Schließlich waren in der Vergangenheit vermeintliche Volksbeglückter oft genug am Ende furchterliche Volksverhetzer. Mit Ideologen sind wir in diesem Land ein für alle Mal fertig. Zudem, ist Glück nicht sowieso etwas höchst Flüchtiges, dem Moment verhaftet und kaum planbar und damit für die Politik völlig ungeeignet?

Das stimmt alles und stimmt doch nicht. Denn es gibt mindestens zwei gute Gründe, warum wir das Unmögliche versuchen sollten, über Glück, Umwelt und Wachstum zugleich nachzudenken und das auch von der Politik verlangen müssen. Erstens: Wir werden tatsächlich immer unglücklicher. Offensichtlich fehlt es hierzulande immer mehr Menschen immer häufiger an den Zutaten, die ein Land lebenswert machen – ohne dass wir ausreichend nachforschten, welche das denn sind. Die Angst vor dem Abstieg hat die

Mittelschicht längst erreicht. Und selbst wenn viele der Sorgen nur eingebildet sein mögen, schauen wir eben nicht optimistischer in die Zukunft als unsere Eltern. Das hat Folgen: Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der Leute, die an Depressionen oder neudeutsch Burn-Out erkranken. Schon Schulkinder fühlen sich gestresst und haben Angst zu versagen. In einem Land, das reich ist wie nie zuvor, in dem die Wirtschaft boomt und dem es angeblich so gut geht, wie seit Jahren nicht, ist das absurd.

Hinzu kommt die Furcht vor dem Umweltgau: Ganz offensichtlich ruinieren wir durch unsere Art zu leben den Globus oder zumindest dessen Klima. Unsere Ökonomie macht uns zwar nominal reicher, aber in Wirklichkeit ärmer. Wir wachsen uns quasi arm, unser Vorzeigewirtschaftswunderland lebt auf Pump, ökologisch gesehen. Wir sind kein Modell für den Rest der Menschheit – zumindest nicht, solange wir nicht noch einen zweiten bewohnbaren Planeten finden und uns Scotty vom Raumschiff Enterprise irgendwann dorthin beamt. Und weil wir das ahnen, beruhigen wir uns kurzfristig mit Ökoeiern und Solarstrom – und fürchten zugleich doch immer mehr, dass es am Ende kein gutes Leben im schlechten gibt. Dass wir oder unsere Kinder irgendwann für unseren Lebensstil teuer werden bezahlen müssen.

Wie wäre es, wenn wir stattdessen beides zusammen dächten: die Angst vor dem Untergang und die Suche nach einem guten Leben? Wie wäre es, wenn wir die Erkenntnisse der modernen Glücksforschung, die in Deutschland noch kaum beachtet werden, mit denen der Ökonomen und der Umweltforscher zusammenbrächten? Dann ergäbe sich, was intuitiv mancher von uns schon lange spürt: Wir sollten unser Leben und unser Land ändern, und zwar nicht nur, weil das dem Globus hilft. Wir sollten es auch tun, um glücklicher zu werden.

Heute weiß die Wissenschaft, und langsam sickert diese Erkenntnis auch in die Öffentlichkeit: Es gibt glücklichere Nationen und weniger glückliche. Zufriedenheit, Wohlfühl oder das, was schon bei den alten Griechen als »gutes Leben« verstanden wurde, ist nicht nur vom Zufall oder von den Genen abhängig. Man kann es lernen, zumindest ein wenig. Das »gute Leben« braucht außerdem einen gewissen Wohlstand, allerdings viel weniger, als wir schon haben. Ganz wichtig aber ist: Es ist leichter zu erreichen, wenn die Politiker, die Unternehmer, Gewerkschaften und Arbeitgeber, kurz, wenn die ganze Gesellschaft daran mitarbeitet. Es gibt gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen, die den Menschen guttun und, andere, die für sie schlecht sind. Und die lassen sich ändern.

Interessant ist, dass darüber kaum jemand redet. Welches Land gut wächst, geht durch alle Medien. In welchem Land die Menschen zufrieden leben, ist höchstens eine Meldung auf den bunten Seiten. Wir haben es zugelassen, dass Wachstum zum Synonym für Glück geworden ist. Mit fatalen Folgen: Mit dem Hinweis aufs Wachstum bewerten wir Staaten. Diejenigen, bei denen die Wirtschaft immer mehr produziert, gelten als Sieger im globalen Wettbewerb, und diesem Wettkampf ordnen wir alles unter. Mit Hinweis auf die Wettbewerbsfähigkeit werden Schulzeiten verkürzt, Autobahnen gebaut und Kohlekraftwerke verteidigt. Selbst die Familienpolitik der Bundesregierung ist laut Familienreport sinnvoll, weil sie »das Wachstum und die einzelwirtschaftliche Rendite« steigere. Wenn die Volkswirtschaft boomt, so der Konsens, dann schwingt da mit: Hoppla, jetzt geht's uns wieder besser.

In Wirklichkeit kann sogar das Gegenteil richtig sein. Bei vielen der oben erwähnten Maßnahmen ist der Zusammenhang zwischen Glück und Wachstum unbewiesen, und

manche machen die Bürger sogar unglücklicher. Was nützt mehr Geld, wenn zugleich der Job immer stressiger wird, der Druck immer höher? Die meisten Politiker weichen aus, und Ökonomen gucken einen an wie eine kranke Kuh, wenn man fragt: Müssten wir nicht den Fortschritt und die Erfolge eines Landes ganz anders messen als mit Wachstum? Müssten wir nicht über unsere tief verwurzelte Angst vor dem Weniger reden und uns auf die Suche nach mehr Lebenslust machen?

Dies wird kein Appell zur Askese, kein kulturpessimistisches Werk voller Technologieverdrossenheit. Im Gegenteil: Es soll zeigen, wohin gerade der menschliche Drang nach Entdecken, nach neuem Erleben und die Fähigkeit, eigene Fehler zu korrigieren, uns führen können. Dabei kann die Glücksforschung eine bislang viel zu wenig beachtete Hilfe sein. Denn egal, welche Umfrage man nimmt, in einem sind sich alle Forscher einig: Glück hat nichts mit immer mehr Tischdecken und Kühlchränken zu tun, aber viel mit uns, unserer Politik und Wirtschaft. Nur haben wir das offensichtlich verlernt, sind Ökonomen aufgesessen, Ideologen und Märchenerzählern. Dieses Buch wird auch von deren Lügengeschichten erzählen.

Fertige Rezepte à la »Erstens, zweites, drittens, und glücklich ist das Land« wird es am Ende zwar nicht geben. Aber Sie werden ein paar interessanten Leuten begegnet sein, von den einen oder anderen guten Ideen aus fernen glücklicheren Ländern und interessanten deutschen Orten gelesen haben und dann hoffentlich meine Ungeduld teilen. »Empört Euch!«, schrieb der französische Autor und ehemalige Résistance-Kämpfer Stéphane Hessel im vergangenen Jahr, und sein Appell wurde weltweit gelesen, denn er forderte: Nehmen wir uns doch wieder als Bürger ernst und unsere Regie-

rungen auch. Viel zu oft haben wir uns von denen in den vergangenen Jahrzehnten anhören müssen, dass nationale Politik in Zeiten der Globalisierung nichts mehr kann und wenig wollen darf. Gute Rahmenbedingungen für das mobile Kapital seien wichtig, das Volk müsse fit gemacht werden für den Wettbewerb aller gegen alle. Dabei ist heute längst klar: Immer schneller, immer höher, immer mehr macht nicht nur den Globus kaputt. Es macht uns eben auch nicht glücklicher, sondern es zwingt uns in die Tretmühle, und zwar jeden in seine ganz private.

Dieses Buch will zum Gegenteil ermutigen. Es will zeigen, wie die Gesellschaft lebenswerter werden kann, wenn nicht nur jeder für sich allein ein bisschen anders einkauft, mehr Yoga macht oder den Stromanbieter wechselt, sondern indem wir unsere Politik ändern und den Politikern einen neuen Auftrag geben: Macht uns glücklich!

ÜBER YOGAMATTEN, SPASSGURUS UND DIE ALTEN GRIECHEN: *Wo wir das Glück suchen – und es nicht finden*

Sie kennen das Gefühl. Sie bekommen zwei Einladungen und nehmen prompt die falsche an. Den ganzen Abend quält die Langeweile. Die bessere Musik, das gute Essen, die hübscheren Menschen sind garantiert auf der anderen Party. »Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück«: So hat schon vor gut 200 Jahren der romantische Dichter Georg Philipp Schmidt das entsprechende Gefühl dazu in einem Gedicht beschrieben, Schubert hat es sogar vertont. Schon immer lag das Paradies, so es denn als Ort auf Erden überhaupt zu finden ist, weit weg, gern in der Südsee, und war nur unter lebensgefährlichen Abenteuern erreichbar. Klar war dabei immer: Wer das Glück, wer den Weg nach Utopia erzwingen will, der hat schon verloren. Und doch hat uns das von der Suche nie abgehalten, ist Glück doch »alles, was wir woll'n auf Erden«, wie es uns Schlagersternchen Ramona in den 1970er Jahren vorträllerte. Sie löste das uralte Thema in Dur auf und hatte doch auch keine Antwort. Dabei sind die Fragen, was Glück überhaupt ist und warum es oft genug ganz anderswo steckt, so alt wie die Menschheit selbst.

Seit Jahrtausenden wird bereits nach dem besseren Leben gesucht, schon der griechische Philosoph Aristoteles beschäftigte sich ausführlich mit der Frage, wo denn das »gute Leben« zu finden sei, und Scharen von Philosophen taten es ihm nach. Aristoteles ging ganz selbstverständlich davon aus, dass alle Menschen nach etwas streben, das er *eudaimonia*

nannte, also eine gute und glückliche Lebensführung. Dabei war dem Philosophen wichtig, zwischen den kurzfristigen Sinnesfreuden und einer sinnvollen Erfüllung des ganzen Lebens zu unterscheiden. Um Letzteres zu erreichen, empfahl Aristoteles die Ausbildung von Tugenden, nahm also indirekt an, dass eine moralische und damit für die Gesellschaft nützliche Lebensführung zu seelischem Wohlbefinden führe. Gut 400 Jahre später ergänzte der römische Kaiser Marc Aurel: Wohlstand allein könne nicht das Ziel des Lebens sein, zu viel Streben danach mache sogar unglücklich. Er hinterließ noch allerlei solcher Weisheiten. Ein bisschen moderner formuliert, könnte er damit heute noch auflagenstarke Ratgeber füllen.

Die Suche nach Glück existiert also nicht nur schon seit Jahrtausenden, mindestens ebenso lange tobt auch der Streit darüber, welche Rolle Schicksal, Einstellung, Vererbung, Religion, Politik und Wirtschaft dabei spielen. Wie stark ist letztlich doch der Einzelne für sein Schicksal und damit auch für seinen Gefühlshaushalt verantwortlich? Wie sehr ist die Gesellschaft, sind die anderen schuld am eigenen Unglück? Wie wichtig ist ein Minimum an Materiellem, wie viel ist zu viel? Bibliotheken sind voll mit den Disputen darüber, und wir kennen viele der Märchen, die mit diesen Motiven spielen.

Es war einmal. Wie so viele Geschichten mit moralischem Ende, beginnt auch jene vom »Hans im Glück« mit diesen Worten. Schon als Kinder lachten wir über den Kerl und staunten doch auch: Wie er als Lohn für sieben Jahre Arbeit einen Klumpen Gold bekommt, den gegen ein Pferd tauscht, das Pferd gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein, das Schwein gegen eine Gans, und die Gans gibt er am Ende für einen schweren Schleifstein her. Zuletzt fällt ihm der in den Brunnen und da ruft er: »So glücklich wie ich, ist kein Menschen unter der Sonne.« Sein Glück findet er, als er allen

Besitz verschenkt hat. Wie kann der so verrückt sein? Denn anders als im Märchen von den Sterntälern, wird er am Ende für seine Gutmütigkeit nicht einmal reich beschenkt.

Glück durch Weggeben – auch dieses Motiv ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit selbst; ebenso wie die Frage nach dem richtigen Maß, zieht es sich durch die meisten Religionen. Christen, Buddhisten und Moslems suchen nach dem richtigen Verhältnis von Wohlstand im Diesseits und Seligkeit im Jenseits. Seien es nun die großen Weltreligionen, antike Philosophen oder die Märchen der Brüder Grimm – bei ihnen allen kann man sich bei der Suche nach dem Paradies auf Erden amüsieren, verlieren oder auch finden. Viele sind reich an Einsicht und Weisheit, manche bieten auch nur eine gute Geschichte, eine nette Pointe oder eine Binse. Doch die Moral ist klar: Reichtum allein sorgt nicht für Glück. Selig sind die, die geben!

Interessanterweise beschäftigen sich die meisten Erzählungen vor allem mit dem Ich, dem Einzelnen, und ganz wenige nur mit der Gesellschaft und deren Beitrag zum Glück. Zugleich sagt aber die jeweils höchst individuelle Art der Suche immer auch etwas über das kollektive Bewusstsein und über gesellschaftliche Moden aus. So einzigartig wir uns fühlen mögen und es unbestritten auch sind, so sehr wird unser Sehnen nach Sinn natürlich auch von den Angeboten unserer Zeit und den Erkenntnissen der Zeitgenossen geprägt. Im Mittelalter pilgerten die Massen zum Dom nach Köln, beteten und tranken danach in den Wirtshäusern den sauren rheinischen Wein. Im vergangenen Jahrhundert entdeckte die Oberschicht auf der Suche nach der Glückseligkeit die Psychoanalyse und legte sich auf die Freud'sche Couch. Dabei beruhigte zugleich der süße Glaube, dass die Melancholie oder die Depression letztlich doch nur der Beleg des eigenen Genies und damit einer guten Fügung war:

Musste nicht am Ende jeder große Künstler, jeder besonders begabte und sensible Mensch für seine Einzigartigkeit den hohen Preis des Unglücks zahlen? Dieser Topos ist so alt wie der Geniekult.

Heute, im Zeitalter des Wettbewerbs um Effizienz, der Blackberrys und der 24-Stunden-Verfügbarkeit versuchen wir eher, die persönlichen Höchstleistungen zu steigern und dabei oder dadurch so etwas wie Erfüllung zu finden. Wir machen Yoga, verbringen die Freizeit mit Wellness-Wochen und Fastenkuren – oder kaufen Bücher gegen den Burn-Out: In ihnen melden sich dann Psychologen, Pädagogen oder Ärzte zu Wort und verschreiben die vielfältigsten Arten von Glücksmedizin. Sie empfehlen das positive Denken, das richtige Leben, mehr Bewegung oder Lachen. Sie haben kluge, oft uralte Ratschläge, und natürlich auch jede Menge Banalitäten auf Lager. Manche standen schon im wohl allerersten Sachbuch zum Thema, das um das Jahr 1000 verfasst wurde. Damals schrieb der arabische Arzt Ibn Butlan ein Werk, das seinen Lesern konkrete Lebenshilfe geben wollte und damit erstaunlich aktuell ist. Er warnte, dass Glück im Übermaße genossen, zum Tode führe – wobei er sich damit wohl auf Völlerei und Drogensucht bezog –, und er riet zu Mäßigung bei der Lebensführung. Wer nach dem wahren Glück strebe, so Ibn Butlan, solle sich zudem mit weisen Menschen umgeben. Das war keineswegs als Scherz gemeint. Ebenso wenig wie die Empfehlung, dass genügend Schlaf, die richtige Ernährung und Sport, eine gesunde Heizung und Wohnung das Leben ungleich angenehmer machen. Ach, wie vernünftig.

Das geht auch unterhaltsamer. Zum Beispiel können wir heutzutage ins Berliner Tempodrom pilgern oder in die anderen großen Hallen der Republik, zu den Glücks-Shows des Arztes und Unterhaltungskünstlers Eckart von Hirschhau-

sen, den die »Süddeutsche Zeitung« auch schon mal Dr. Hihihi tauft. Wenn der mit viel Ironie und auf bestechend amüsante Art empfiehlt, ab und zu mal einen Cent fallen zu lassen – weil es nichts kostet, aber einen anderen erfreut –, dann hat das schon hohen Unterhaltungswert. Der ehemalige Kardiologe, der »nicht mit Skalpell und Pinzette, sondern mit Worten operiert«, hat so »schon viele Leiden kuriert«. Das behauptet zumindest ein Artikel, mit dem sich Hirschhausen auf seiner Webseite präsentiert. Dort lächelt er, selbst ziemlich entrückt, trägt einen Anstecker mit der Aufschrift »Wellness-Bereich« an der Brust und wirbt für seine Mission: »Angeknackste und gebrochene Herzen zu heilen«. Wenn's hilft, warum nicht? Man muss ja nicht gleich noch sein Glückspaket kaufen, das auf den Ramschtischen der Buchläden liegt, neben dem Glücks-Popup-Buch, den Harmonie-Tees oder dem »Glück in kleinen Dosen«.

Interessant an solchen modernen Gurus ist: Sie greifen nicht nur auf alte Weisheiten zurück oder auf Sprüche, wie man sie seit langem schon in den Glückskeksen der chinesischen Restaurants findet (damit die Gäste die Rechnung mit einem Lächeln bezahlen). Sie berücksichtigen auch Erkenntnisse, die erst in den vergangenen Jahrzehnten möglich wurden. Denn die moderne Glücksforschung ist eine vergleichsweise junge Wissenschaft. Erst in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts machte sie wirkliche Fortschritte und kämpft nun, wie alles Neue, noch kräftig mit der Ignoranz anderer Disziplinen – und mit dem Unwissen vieler Entscheidungsträger in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Und weil die Erkenntnisse der Glücksforschung zudem oft in den tiefen Gräben zwischen den Ökonomen, Psychologen, Neurologen und Sozialwissenschaftlern entstehen, werden sie auch von vielen Traditionalisten in wissenschaftlichen Elfenbeintürmen der Ökonomie oder Politikwissenschaft bis heute

nicht wirklich ernst genommen. Also bleibt es dem findigen Lebensberater überlassen, das Wissen zu nutzen und zu verkünden.

Es ist beispielsweise noch nicht lange her, da ging ein großer Teil der Wissenschaftler davon aus, dass die meisten menschlichen Empfindungen höchst subjektiv sind und objektiv nicht belegbar. Sicher, manche wünschten sich sehnlich das Gegenteil: Vom Glück und seinen Messungen träumte beispielsweise der Brite Francis Isidoro Edgeworth im 19. Jahrhundert. Er hätte viel für einen sogenannten Hedonometer gegeben, der der Wissenschaft seriös über den Gefühlshaushalt der Menschen berichten sollte. Doch solch ein Instrument blieb reine Phantasie. Zwar entdeckten auch schon im 19. Jahrhundert einige Ärzte, die Patienten mit Gehirnschäden untersuchten, dass sich bei Menschen mit einer verletzten rechten Gehirnhälfte eher positive Empfindungen verstärken. Sie schlossen daraus, dass positive Gehirnströme eher im linken, negative im rechten Stirnlappen sitzen und hatten damit wohl die ersten Hinweise darauf, dass Gefühle biologisch nachweisbar sind. Von der Messung der Hormone, der Hirnaktivitäten oder gar der Erforschung der Gene war man damals indes noch meilenweit entfernt.

Heute ist das natürlich anders: Wissenschaftler können inzwischen nachweisen, dass bestimmte Empfindungen sehr wohl auf biologischen Vorgängen beruhen: Leid, Trauer, Zufriedenheit – all das verstärkt oder schwächt Aktivitäten in bestimmten Gehirnregionen. Einer der bekanntesten Hirnforscher, Richard Davidson, sucht am Laboratory for Affective Neuroscience in Madison, Wisconsin (USA), seit langem nach Antworten auf die Frage: Welchen Zusammenhang gibt es zwischen Gefühlen und Hirnaktivitäten? Oder, um es in den Worten seines Forschungszentrums zu formulieren: Er untersucht die Mechanismen von »mind-brain-body in-